Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 10

Artikel: Ein bundesrätlicher Kanzelredner
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409194

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRICH, 1. Oktober 1941. DER Nr. 10 - 24. Jahrgang.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion: Transitfach 541 Bern

Armeen sind zu schlagen,
aber Ideen kann man nicht im Blut ersticken.
Frank Thiess.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—)
Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2144 Zürich-Hauptbahnhof.Postch. VIII. 26 07

INHALT: Ein bundesrätlicher Kanzelredner. — Gottfried Kellers Weltanschauung (5. Fortsetzung). — Volkszählung 1941. — Freiburger Geist. — Damit wir alle eins seien! — Vermischtes. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Mein Freund Isidro.

Ein bundesrätlicher Kanzelredner.

(Korr. aus Basel) Dass ein Mitglied des schweizerischen Bundesrates an einer konfessionellen Versammlung teilnimmt und spricht, ist nicht mehr neu. Seitdem der ultramontane Konfessionalismus in der obersten Landesbehörde vertreten ist, haben dessen Vertreter immer an den sogenannten Katholikentagen teilgenommen. Was dem Einen recht ist, darf dem Andern nicht verwehrt werden. Ob das von Gutem ist, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Wichtiger ist das, was der betreffende Vertreter der Bundesregierung ausspricht. Von einem Mitglied unserer obersten politischen Behörde, der wir in politischen Dingen Vertrauen entgegenbringen müssen, darf erwartet werden, dass es etwas Gehaltvolles zu sagen weiss.

Am Protestantentag — so etwas gibt es nun auch noch — in Altstätten (St. Gallen) hat der frühere Präsident des st. gallischen Kirchenrates und jetzige Kriegsminister der schweizerischen Eidgenossenschaft teilgenommen und dabei eine Rede gehalten, wie sie der prominenteste Kirchenpfleger nicht besser halten könnte. So nebenbei bemerkt hat auch der verstorbene Bundesrat Dr. Deucher seine politische Karriere in der Kirchenpflege Steckborn angetreten. Man kann es noch zu etwas bringen, wenn man in einer kirchlichen Behörde sich zu regen weiss. Und Herr Bundesrat Dr. Kobelt wusste uns wirklich etwas zu sagen, was uns nun zur Entgegnung nötigt. Indem wir auf seine Ausführungen antworten, stützen wir uns auf den Bericht der in Bern redigierten «Schweiz. Evangelischen Volkszeitung», die wir wohl für solche Anlässe als zuverlässig betrachten dürfen.

Herr Bundesrat Dr. Kobelt erklärte, er ergreife das Wort nicht, um das Verhältnis vom Staat zur Kirche zu ändern, da dieses ja «glücklich geordnet» sei und dem Lande den «religiösen Frieden» sichere. Als Regierungsmann sei er nicht in der Lage das Evangelium zu verkünden, sondern zu sagen, dass die Landesregierung es als wünschenswert erachte, wenn die Geistlichen in erster Linie das «Wort Gottes» predigen und nicht allzu temperamentvoll in die Politik eingreifen. Genau so hat auch der den Modernismus bekämpfende Papst Pius der Zehnte gesprochen. Er gilt als einer der reaktionärsten der Neuzeit.

Weshalb ein Mitglied der obersten Landesbehörde, der wir natürlich Vertrauen entgegenbringen möchten, an der kirchlichen Veranstaltung spreche, geschehe aus dem Grunde, um zu bekennen, dass auch Regierungsmänner auf Gottes Beistand nicht verzichten können, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfüllen wollen. Die Kirche könne aber ihre Aufgabe nicht erfüllen, wenn sie neben der finanziellen nicht auch die geistige und moralische Unterstützung aller Glaubensgenossen geniesse. Die Staatsordnung müsse vom christlichen Geiste durchdrungen sein, deshalb müsse jeder Staatsbürger, welcher Konfession er auch sei, zur «christlichen Kirche» stehen. Staat und Kirche verfolgen auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel, nämlich das friedliche und glückliche Zusammenleben der Menschen in einer Gemeinschaft, die auf der Grundlage der Nächstenliebe und Gerechtigkeit aufgebaut sei. Es sei Aufgabe der Kirche dafür zu sorgen, dass die Urzelle der Gemeinschaft, die Seele des Einzelmenschen gross und stark werde. Gottesfürchtige Menschen seien die Voraussetzung für Glück in der Ehe und Familie. Der Familienschutz liege weniger auf materiellem als auf geistigem Gebiete. Je besser die Kirche ihre ureigenste Aufgabe erfülle, desto leichter sei die Aufgabe des Staates. Christliches Gedanken- und Glaubensgut sei die Voraussetzung für ein freiheitlich regiertes Staatswesen. Der schweizerische Staat anerkenne den Wert der von ihm unabhängigen und im gleichen Sinne tätigen *evangelischen* Landeskirche. Als eidgenössischer Wehrminister erwartet Herr Bundesrat Dr. Kobelt natürlich von der evangelischen Landeskirche, dass sie sich für die Landesverteidigung einsetze, solange wenigstens die Menschen in der Zukunft nicht besser seien als die Menschen der Gegenwart. Kirche und Staat hätten die gemeinsame unendlich schwierige Aufgabe, die jugendlichen Träger der künftigen Organisation im Geist einer höheren Lebensauffassung zu erziehen. Die Jugend müsse irre werden, wenn das Sinnen und Trachten der Menschen auf Niederreissen und Zerstörung gerichtet sei und die in Schule und Kirche gelehrten schönen Grundsätze im praktischen Leben missachtet würden. Körperliche und geistige Leistungsfähigkeit würden durch allerlei Titel und Diplome ausgezeichnet, die Bildung des Herzens werde nur durch Zufriedenheit und inneres Glücksempfinden belohnt. Der christliche Glaube sei die stärkste Stütze für den seelischen Halt. Not lehre beten, sei aber nicht immer ein Unglück, sondern biete wieder Gelegenheit, um den Wert kirchlichen Lebens zu erkennen und wieder darauf zu bauen. Not führe zur Vertiefung des religiösen Lebens, einige das Volk im Glauben an göttliche Gerechtigkeit usw.

Wir glauben damit das Wesentliche zusammengefasst zu haben, das der bundesrätliche Redner gesagt hat, so dass die Glaubensgenossen des Herrn Bundesrat Dr. Kobelt, die mili-

tärische Presszensur und die Leser des «Freidenker» sich ein Bild machen können über den Inhalt der bundesrätlichen Predigt. Obschon wir keiner christlichen Konfession angehören, erlauben wir uns, als freidenkerische Staatsbürger zu erklären, dass ein Regierungsmann heute nicht so sprechen sollte. Selbstverständlich besteht auch für ein Regierungsmitglied die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die von der evangelischen Kirche nolens volens gelitten, von der katholischen Kirche aber, wo sie es vermag, bekämpft wird. Ein Regierungsmann sollte also unseres Erachtens Glaubenssachen als ureigenste Privatsache des Staatsbürgers betrachten und nicht so tun, als ob es in der Schweiz nur konfessionell eingestellte Staatsbürger gebe; als ob der Rest eine quantité négligeable wäre, die für den freisinnigen Staatsmann nicht in Betracht komme. Wer die durch die Verfassung garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit vor Allem hochhält, der erteilt keine Ratschläge für konfessionell eingestellte Staatsbürger und erteilt ihnen keine Noten für Wohlverhalten. Sofern die staatsmännischen Realpolitiker auf den Beistand eines in seiner Existenz nicht bewiesenen Gottes nicht zu glauben verzichten zu können, so ist das wiederum ihre Privatsache, die uns nichts angeht und von der wir nichts wissen wollen.

Zu einer Aenderung des Verhältnisses vom Staat zur Kirche liegt alle Veranlassung vor. Dieses Verhältnis ist nicht überall glücklich geordnet und der religiöse Frieden nicht überall gesichert. Wenn die Kirche keine materiellen Machtgelüste hätte, würde sie nicht finanzielle Unterstützung annehmen von Jenen, die dazu gezwungen werden. Nächstenliebe und möglichste Gerechtigkeit können die Grundlage einer Gemeinschaft bilden ohne Kirche. Die herrschenden Mächte müssen bloss auf ihre materielle Machtausübung verzichten wollen und der sozialen Gesinnung und der freien wissenschaftlichen Forschung keine Schwierigkeiten machen. Nicht gottesfürchtige Menschen benötigen wir, sondern Wirklichkeitsmenschen, die dem Volke keine übernatürlichen Wünsche und willkürliche Annahmen implizieren, die ja keiner Beweisführung standhalten. Gerade jetzt, wo Sein oder Nichtsein auf dem Spiele steht, muss dem Volke vor Augen geführt werden, dass nicht himmlische Worte es zu retten vermögen, sondern nur altruistische Gefühle und Handlungen und dass Illusionen gefährlich sind und die erschöpfende soziale Tätigkeit nicht ersetzen.

Herz und Gemüt sind für uns keine metonymische Ausdrücke, aber die Kirche bietet uns keine Garantie, dass Herz und Gemüt in religiöser Beziehung in Schwärmerei und Fanatismus und aftermystische Empfindelei hineingeraten und den Menschen zu Handlungen verleiten, welche der gesunden Einsicht und deren Forderungen widerstreiten. Die Kirche lässt Herz und Gemüt in weltschmerzliche Sentimentalitäten sich verlieren, wodurch der Mensch für ernstes Denken und fürs praktische Leben untauglich wird. Kirchlicher Unterricht schützt nicht davor, dass Herz und Gemüt in moralischer Beziehung der Skrupellosität verfallen, welche die grössten inneren Qualen mit sich führt. Solche Ausschreitungen abzuwehren, ist Sache der Vernunft und nicht einer das irdische Dasein diskreditierenden Institution.

Wir wissen wohl, dass die Ansicht, Leiden hätten einen positiven lebensfördernden Wert, bei theologisierenden Politikern verbreitet ist, aber wissenschaftlich ist diese Ansicht nie begründet worden. Dass Not nötig sei, um den festen Grund menschlichen, staatlichen und kirchlichen Lebens wieder zu erkennen, um sich auf das Wesentliche, das Hohe und Höchste zu besinnen, wie sich der bundesrätliche Redner auszudrücken beliebte, ist also ein Werturteil. Die Ursache aller Werte in unserem Bewusstsein ist das Gefühl der Freude und des Schmerzes. Wir streben nach dem positiven Wert der Freude und darnach den negativen Wert des Schmerzes zu bekämpfen. Leiden aber sind immer mit einer Beeinträchtigung der Lebensfunktionen verbunden. Daher sagt Wilhelm Ostwald sehr richtig: «Alles Leid ist eine Einengung und Verminderung der persönlichen und sozialen Leistungsfähigkeit.» Es ist also ein Irrtum, dem sogar unsere Herren Bundesräte verfallen, wenn sie meinen, Not sei nötig. Der grösste Gegner der Demokraten, Nietzsche, war auch dieser irrigen Ansicht. Die Steigerung der persönlichen und sozialen Leistungsfähigkeit hängt aber nicht von der Summe der Leiden ab, sondern von der Art der Widerstände, die das Gegenteil von Leiden bedeuten. Unsere Arbeit ist mit Leiden verbunden, wenn die Widerstände zu gross sind. Auf das Hohe und Höchste können wir uns unmöglich besinnen, wenn wir infolge Ueberarbeit und Unterernährung die Widerstände nicht überwinden können. Sätze wie: «Der Mensch ist zum Leiden geboren», «Not macht erfinderisch» oder «Not lehrt beten» sind falsch. Die grössten Erfindungen sind nicht bei Hungergefühl entstanden; Schmerz besänftigt man nicht durch die Erwägung, dass man zum Erleiden von Schmerzen geboren sei und Not wird niemals dadurch behoben, dass ich zu einem imaginären Wesen mit der Bitte mich wende, mir wenigstens meine Wünsche zu erfüllen. Der Mensch ist zur *Tat* geboren und der Zweck seiner Tätigkeit ist, Leiden zu beseitigen und Widerstände zu überwinden. Nur eine reak-

Feuilleton.

Mein Freund Isidro.

Von Jakob Stebler.

Die Eisenbahnfahrt von Granada nach Elche kostet dritter Klasse siebenundzwanzig Pesetas fünfundsiebzig Centimos, und für dieses Geld kann man sich geschlagene dreizehn Stunden weniger elf Minuten in den garantiert ältesten Wagen von ganz Spanien schaukeln lassen. Die Fahrzeit ist bei sämtlichen Zügen genau die gleiche, bis Alcantarilla wenigstens, weil bis dort nur eine einzige tägliche Durchgangsverbindung besteht, und wer den um halb acht Uhr morgens in Granada abfahrenden Zug verpasst, kann sich ruhig für vierundzwanzig Stunden noch ein bisschen hinsetzen, es sei denn, er versuche ihn zu Fuss einzuholen, was insofern keine Vermessenheit wäre, als die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit dieses geölten Blitzes auf der Bergstrecke bis Baza ziemlich genau sechsundzwanzig Kilometer beträgt, dem üblichen andalusischen Tempo also in jeder Beziehung gerecht wird.

Julio Portolés, abgebrannt wie immer, hatte Arbeit zugesichert bekommen bei der Orangenernte in Elche, da er sich aber augenblicklich in Granada befand, stellte sich für ihn die schwierige Frage, wie er auf dem billigsten Wege ins Murcianische käme. Gegen eine Fusswanderung sprach der Dauerzustand seines Schuhwerks, ausserdem wären bis Elche an die dreihundertfünfzig Kilometer zu bewältigen gewesen, so dass er damit rechnen musste, bestenfalls bis zur übernächsten Ernte einzutreffen.

Die Eisenbahnfahrt, wie erwähnt, kostet siebenundzwanzig Pesetas fünfundsiebzig Centimos, daran gab es nichts zu rütteln, er aber hatte genau fünfzehn Pesetas in der Tasche, eingerechnet einen falschen Duro, dem man seinen bleiernen Ursprung schon auf hundert Meter gegen den Wind ansah, und wenn er sein ganzes Vermögen abfuhr, so blieb ihm immer noch eine ansehnliche Strecke Wegs auf eigenen Füssen zu bewältigen übrig.

Aber in der Not — und er war immer in der Not — vertraute Julio Portolés auf sein gutes Glück und hauptsächlich auf seine Erfindungsgabe, die ihm erfahrungsgemäss noch über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen hatte, stellte sich mit seinem schmalspurigen Bündel vor dem Fahrkartenschalter auf, und erkundigte sich beim Beamten, wie weit er mit fünfzehn Pesetas in Richtung Murcia fahren könne.

«Bis Albox», erklärte der, nachdem er in einem umfangreichen Katalog geblättert hatte.

Nun wusste der reiselustige Julio zwar nicht wo Albox lag, aber das war weiter kein Nachteil, denn so konnte er guten Gewissens möglichst weit über diese Station hinausfahren, und sich beim Ertappt- und Herausgeschmissenwerden beim Kontrolleur mit mangelnden Geographiekenntnissen entschuldigen; was verlor die Eisenbahngesellschaft schon an Ansehen, wenn sie ihn gratis einige Stationen weiter beförderte, als im Handel abgemacht war!

tionäre Macht wie jede Kirche sie darstellt, kann gedankenloses Erdulden predigen. Nur eine die herrschende Klasse im Staate stützende Kirche kann nicht wollen, dass altruistische Gefühle durch eine wirtschaftliche und soziale Verfassung unterstützt werden. Die menschliche Natur wird von diesseitigen Fragen stärker bewegt als von jenseitigen, weil nur die diesseitigen Dinge wirklich sind und von diesen Dingen, die ganz unsicher sind.

Theologische Beruhigungsmittel liegen auf dem Fortschritt der Kultur wie eine bleierne Last. Derartige Trostmittel hindern die werten Mitbürger, die Probleme des Leidens genauer durchzudenken. Sie verschulden, dass Alles beim Alten bleibt, dass auf diesem irdischen Jammertal nichts bleibt als die Fiktion einer überirdischen Glückseligkeit. Ein Regierungsmann an hervoragender Stelle hat dazu beizutragen, dass das gesellschaftliche Milieu gebessert wird und die Charaktererziehung eine soziale sei. Einem führenden Staatsmann sollte schon auf Grund seiner akademischen Bildung klar sein, dass eine höhere Gesittung und Gesinnung nur erreicht werden kann auf der Grundlage besserer Lebensbedingungen durch menschliches Zusammenwirken, niemals durch die Kirche. Ein moderner freisinniger Staatsmann sollte theologischer und metaphysischer Fiktionen nicht mehr bedürfen und unbeantwortete Fragen nicht durch kirchliche Tröstungen zu lösen versuchen, sondern mit beiden Füssen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und von da aus die Erkenntnis der Wirklichkeit zu fördern suchen.

Herr Bundesrat Kobelt sagt ganz richtig, dass die Not ein Volk entzweie, wenn es haltlos verzage; sie einigt es aber nicht, wenn es im Glauben an göttliche Gerechtigkeit Kraft und Mut sucht, denn diese göttliche Gerechtigkeit lässt nun schon seit 2000 Jahren auf sich warten und wird immer ausbleiben. Wir können unser Erstaunen nie unterdrücken, wenn ein Staatsmann seine Mitbürger in die Kirche weist, wo durch Gebete die verschiedenen Götter oder ein Generalgott zu erweichen versucht wird oder wo gepredigt wird: «Wie bald ist's überwunden, das Leiden dieser Zeit, auf wenige bange Stunden folgt Glück der Ewigkeit» (Schlegel). Solche Versprechungen führen weder zu einer Vertiefung noch zu einer Erlösung. Das Volk verlangt praktische Ratschläge; es verlangt Brot, nicht Steine. Steine sind aber jene Glaubenslehren, weil man sie im eigenen Leben niemals zu Rate ziehen kann. Man bekennt sie wohl, aber es sind äusserliche Erscheinungen ohne Zusammenhang mit dem Leben. Im Momente, wo unsere Bundesregierung die Wissenschaft pflegt, finden wir es widerspruchsvoll, wenn ein Glied dieser Regierung narkotische Tröstungen in der Kirche empfiehlt.

Unsere Herren Bundesräte sind doch so gescheite Männer! Warum reden sie denn so und nicht von zweck- und planfähigen Kräften, mit denen man reden kann? Warum reden sie immer noch von objektiven fremden Mächten anstatt von der eigenen Vergesellschaftung, der wir Herr zu werden bemüht sein müssten? Warum reden sie immer von der nebelhaften Erlösung anstatt von Kulturentwicklung? Warum reden sie nicht vom aktiven Willen zur Kulturbeherrschung? Warum gefallen sie sich in der quietistischen Gesinnung? Warum erzählen sie uns nicht von einer gerechteren Güterverteilung? Warum verurteilen sie nicht das arbeitslose Einkommen? Warum deuten sie die überindividualen Dränge metaphysisch und nicht als soziale Triebkräfte? Die Menschheit, nicht bloss diejenige in Altstätten versammelte, stellt heute andere und notabene beantwortbare Fragen. Warum ruft uns Herr Bundesrat Kobelt nicht auf, die Nächstenliebe durch Solidarität zu ergänzen? Warum verspricht er uns nicht, daran zu arbeiten, dass die Früchte unserer Arbeit von den Arbeitenden voll ausgenossen werden können?

So könnten wir noch eine ganze Reihe von «Warum?» aufstellen. Warum wird die Volkswirtschaftslehre in Fesseln gehalten, damit sie nicht die Herrschaft des Glaubens untergräbt? *Weil* die Unsicherheit der Existenz eine ideologische Krise der bürgerlichen Wissenschaft zur Folge hat. Die katastrophalen Konsequenzen einer planlosen Güterproduktion beginnen auch im Unterbewusstsein der Intellektuellen aufzudämmern und da beginnt eine ideologische Umschichtung sich zu vollziehen. Anstatt zu lehren, was wirklich die Not erfordert, weicht man aus, schickt die werten Mitbürger in die Kirche und vergisst das Protestieren. Das war von jeher die beste Methode des Ausweichens: Die Rückkehr zu Gott! Der Fortschrittsglaube des Freisinns ist dahin, es beginnt eine neue pietas, die uns so wenig nützt als die alte. Wenn gewisse Freisinnsmänner es mit der Angst vor den freiheitlichen und demokratischen Folgen der Soziologie zu tun bekommen, dann flüchten sie ins Ungewisse. Das sind Jene, die an der Klassenideologie der herrschenden Mächte ein Interesse haben, weil deren Regime immer noch mehr Sicherheit bietet als die noch so klare Konsequenz aus der bisherigen freisinnigen Einstellung, die den Kirchenglauben nur aus wirtschaftspolitischen Gründen als Massenbasis nützlich findet, weil er reale Grundverhältnisse und Grundinteressen verbirgt oder gar sanktioniert. Wir verstehen, dass in dieser krisenhaften Zeit die Nur erwerbsbürger leicht aus dem seelischen

---

«Dann bitte eine Fahrkarte nach Albox», erklärte er, und schob sein Geld auf die marmorne Schalterplatte, so dass es möglichst wenig Geräusch verursachte, weil nämlich die falschen Duros am Klirren leicht zu erkennen sind. Aber er hatte seine Rechnung ohne den Beamten gemacht; der schob ihm die fünf Pesetas gleichmütig wieder zu, ohne auch nur ein Wort zu sagen, und Julio nahm ihm das nicht weiter übel. Er wusste wie schwer es für den Mann hielte, den einmal eingenommenen bleiernen Duro wieder an Mann zu bringen, er wusste es aus eigener Erfahrung, und schickte sich deshalb grossmütig in die nun eintretende Verkürzung seines Reisewegs.

«Fahre ich eben so weit es geht für die restlichen zehn Pesetas».

Er erhielt eine Karte nach Baza, und obendrein fünfundzwanzig Centimos Kleingeld heraus. Mit diesem Betriebskapital und einem leeren Magen musste er nun versuchen, die Entfernung bis Elche zu überwinden; wie ihm das gelingen sollte, war ihm augenblicklich nicht restlos klar, und er zerbrach sich vorderhand auch den Kopf nicht übermässig darüber. Dem Mutigen steht auch über Baza hinaus die Welt offen!

Und so schnaubte die Lokomotive mit ihren zwei Wägelchen los, kletterte die Nordhänge der Sierra Nevada hinauf, an den Höhlenwohnungen von Guadix vorbei, an Leuten vorüber, die aussahen, als besässen sie noch bedeutend weniger Geld als Julio Portolés, und pustet um halb ein Uhr mit halbstündiger Verspätung in den Bahnhof von Baza ein.

Fahrplanmässige Essenspause. Er überlegte sich was besser wäre, im Wagen zu bleiben und aufs Geratewohl unberechtigt weiterzufahren, oder auszusteigen und versuchen, an der Bahnhofwirtschaft irgend einen Brocken zu erhaschen.. Das erstere schien ihm nun doch zu gewagt, zudem fror er regelrecht, und hatte Bewegung nötig, denn hier oben spürte man die Nähe des Schnees auf der Sierra Nevada empfindlich.

Als mischte er sich unter die Leute, die an der Bar ihre kurze Mittagsverpflegung hielten, klimperte mit seinem Geld, so gut es sich mit fünfundzwanzig Centimos klimpern lässt, und begann nun allen Ernstes zu überlegen, was weiter geschehen sollte. Das Knurren seines Magens liess sich nicht mehr überhören, sowenig die Aussenwelt es zur Kenntnis nahm, er aber kannte das vertraute Geräusch und wusste, dass es höchste Zeit wäre, mit einer tortilla oder besser noch mit einem Stück Fleisch dagegen einzuschreiten.

Was so an den Bahnhöfen herumsteht, hat immer sein Gesprächsthema. Was an diesem Tage so am Bahnhof von Baza herumstand, redede von dem alten Isidro Montull, der gestern Nachmittag unerwartet gestorben war und, wie man annahm, ein ganz anständiges Vermögen zurückgelassen hatte.

Wo er hinhorchte, Julio, überall war von dem alten Isidro die Rede. Was ging ihn Isidro Montull an? Gar nichts. Sein Magen beschäftigte ihn mehr als tausend Isidros. Aber wenn man zum zwanzigsten Mal immer dasselbe hört, wird man ohne zu wollen neugierig, welche Bewandtnis es eigentlich mit der Sache hat.

Julio Portolés also mischte sich schliesslich ebenfalls ins Gespräch, und erfuhr eine solche Menge Dinge über den Verstorbenen,

Gleichgewicht gebracht werden, dann sollte aber ein Staatsmann nicht gedankliche Rettung aus den Nöten in der Vergangenheit suchen und empfehlen. Das ist Regression (Rückfall), der keine Anhaltspunkte gibt wie das soziale Getriebe zu meistern ist. Darum ist es wohl besser, der hohe Bundesrat lasse sich nicht mehr an den konfessionellen Tagungen vertreten, denn nicht mehr alle Schweizerbürger berauschen sich an den «höheren Gütern» einer theologischen Religion und lassen sich nicht auf ein besseres Jenseits vertrösten. Gewiss hat nicht jeder Zeit, Vorbildung und Fähigkeit den Fragen der Erkenntnis gerade ins Gesicht zu schauen. Es ist aber falsch, aus dieser Not eine Tugend zu machen und es so hinzustellen, als wäre die Unselbständigkeit im sozialpolitischen Denken und der Kirchenglaube ein Verdienst. Das Christentum aber bleibt die Negation des sozialen Wissens, ohne das die Demokratie weder gesichert noch die Massen gehoben werden können. Heute ist es nicht Aufgabe des Staatsmannes, den Kirchenbesuch zu empfehlen, sondern die Frage zu beantworten: Wie gelangen wir zur Lösung jener sozialen Probleme, die das Massenschicksal der Menschen bestimmen. Inmitten der Bemühungen das Güterverteilungsproblem zu lösen, hat es keinen Zweck, den Intellekt durch die Kirche zu missbrauchen.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(5. Fortsetzung.)

Der Aufenthalt in Heidelberg mit dem Feuerbach-Erlebnis.
Oktober 1848 — März 1850.

Längst schon hatte man auch in Kellers Umgebung mit Bedauern bemerkt, dass ein prächtiger Mensch und ein reiches Talent in regellosem Treiben seine Kraft zu vergeuden Gefahr lief. Einige deutsche Universitätsprofessoren, die Keller im Hause Follens kennen gelernt hatten, der Orientalist Ferd. Hitzig und der Chemiker Karl Jakob Löwig wandten ihm ihre Aufmerksamkeit zu. Diese suchten einflussreiche Mitglieder der Zürcher Regierung, wie Alfred Escher, Eduard Sulzer, Rud. Bollier für ihren Schützling zu gewinnen. So boten ihm Erziehungsrat und Regierung von Zürich am 26. September 1848 ein Reisestipendium von Fr. 800.— an zur weitern wissenschaftlichen Ausbildung im Auslande. Keller griff mit beiden Händen zu. Das Ziel seiner Sehnsucht war Deutschland, zuerst eine deutsche Hochschule, dann vielleicht ein Jahr in Berlin oder Dresden in der Nähe eines grossen Theaters, denn er glaubte, zum Dramatiker bestimmt zu sein.

Am 19. Oktober 1848 verreiste Gottfried Keller über Seon im Aargau, Aarau, und Basel und über Strassburg nach Heidelberg, der alten Neckarstadt mit der schicksalskundigen Burg und den fröhlichen Gassen unter duftigen Gärten. Aber bald tönt es anders: «Es sei ein lumpiges, liederliches Volk hier, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind uneheliche Studentenkinder und läuft in Fetzen herum. So suchte er zunächst Anschluss bei seinen Landsleuten zu finden «zum grossen Aerger der Deutschen», denen der Nationalismus der Schweizer ein Dorn im Auge war.»

Keller hörte in Heidelberg deutsche Geschichte, Kriminalrecht, dann Vorlesungen über Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte bei Hettner, mit dem er befreundet wurde, über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene neuere Philosophie, über Anatomie und Physiologie bei Henle, den er von Zürich her kannte. Henle schrieb über Keller: «Es war ziemlich dasselbe, ob ein junger, zahmer Bär oder ein Poet mit uns zu Tische sass, denn ausser einigem unartikuliertem Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören.» Prof. Henle, bei dem Keller Vorlesungen über Anthropologie hörte, war noch gottgläubig. Keller meinte in einem Briefe an seinen Freund Baumgartner: «Heute hat er in seiner Anthropologie den lieben Gott wieder hergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen wollte, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben.» In einem Vortrage über Glauben und Materialismus bekannte sich Henle zum Gottesglauben.

«Die Einsichten, die Henle durch seine anthropologischen Vorlesungen Gottfried Keller vermittelte, geben die beste Grundlage für das philosophische Treiben ab, d. h. für die Einführung in Spinoza und die Vorlesungen Feuerbachs». schrieb Keller an seinen Freund Dössekel. Es geht hieraus schon hervor, dass bei Keller inzwischen eine Entwicklung gegen den Materialismus hin eingetreten war.

Kein Denker hat auf Keller stärker eingewirkt als Ludwig Feuerbach.

Ludwig Feuerbach wurde 1804 zu Landshut in Bayern geboren. Er hatte zuerst Theologie studiert, aber unter dem Einflusse des Rationalismus seines Lehrers Paulus in Heidelberg sich dem Studium der Philosophie zugewandt. Er studierte bei Hegel in Berlin 1824 und promovierte 1828 in Erlangen. In seiner 1830 anonym erschienenen Schrift «Gedanken über Tod und Unsterblichkeit» tritt bereits die Vor-

---

dass er daraus ein Buch hätte schreiben können, wenn er die Kunst des Schreibens überhaupt beherrscht hätte.

Das schien ganz einfach so zu sein: Don Isidro war der bestgehasste Mann des ganzen Städtchens, Protz und Geizhals zugleich, Besitzer grosser ererbter Ländereien, einer Frau und fünf verheirateter Töchter. Er hätte in seiner Jugend studieren sollen, brachte es auf ein Semester an der Universität Salamanca, und wurde dort hinausgeschmissen wegen Weibergeschichten. Niemand mochte ihn leiden. Er war dumm, anmassend, er hatte überhaupt sämtliche Charakterfehler, die man einem verhassten Mitmenschen zutraut, und eines war sicher: ausser seinen engsten Angehörigen würde ihm niemand in ganz Baza eine einzige Träne nachweinen! Niemandem würde es einfallen, auch nur einen Kranz auf sein Grab zu legen. Hatte man den lebenden Montull gefürchtet, so spie man nun ein bisschen Verachtung über den Toten. So ist es überall. Man macht in Baza keine Ausnahme.

Julio wusste nun so ziemlich die ganze Lebensgeschichte des Don Isidro, und gestand sich, dass er mit einem guten Bissen mehr anzufangen gewusst hätte als mit dem ganzen Schauerroman, den die Missgunst der Leute in den grellsten Farben ausmalte. Instinktiv aber sagte er sich, dass in einem Trauerhaus gewöhnlich so allerhand Mildtätigkeit herrscht, und dass oft ganz nützliche Dinge abzufallen pflegen. Und da ihn das Schicksal nun einmal am Bahnhof von Baza ausgeladen hatte, und es ganz so aussah, als müsste er vorderhand hier stecken bleiben, nahm er die Gelegenheit wahr, sich um einige Einzelheiten zu erkundigen, beispielsweise wo sich das Trauerhaus befände. (Schluss folgt.)

Literatur.

Lesen Sie in

«Freies Volk» (Bern), Nr. 36, vom 5. September, den Artikel **«Die Nebenhauptstadt»**. Gemeint ist damit Freiburg im Uechtland. Freiburg — die kommende Schweizer Nebenhauptstadt? Dieser, aus protestantischer Feder stammende Artikel, den wir lediglich wegen Raummangel nicht hier zum Abdruck bringen, befasst sich mit dem aggressiven Katholizismus. Der Artikel verdient Beachtung. Erwachen die Protestanten endlich? Höchste Zeit! Bestellen Sie diese Nummer bei «Freies Volk», Schwarztorstrasse 76, Bern.

Lebt Gott noch?

Dies ist der Titel eines vielgelesenen Buches. Ein Akademiker schreibt der Redaktion: Das Buch von Dr. Emil Blum «Lebt Gott noch?» kann gar nicht genug empfohlen werden; es ist geradezu **meine Bibel** geworden, jedenfalls mein **«livre de chevet»**, wie der Franzose sagt. Ich habe es stets auf meinem Nachttisch und lese gerne darin vor dem Schlafengehen. Der Stil ist leider etwas langatmig und die Wiederholungen derselben Gedanken häufig, aber man muss eben viel auf den Nagel schlagen bis er festsitzt . . .